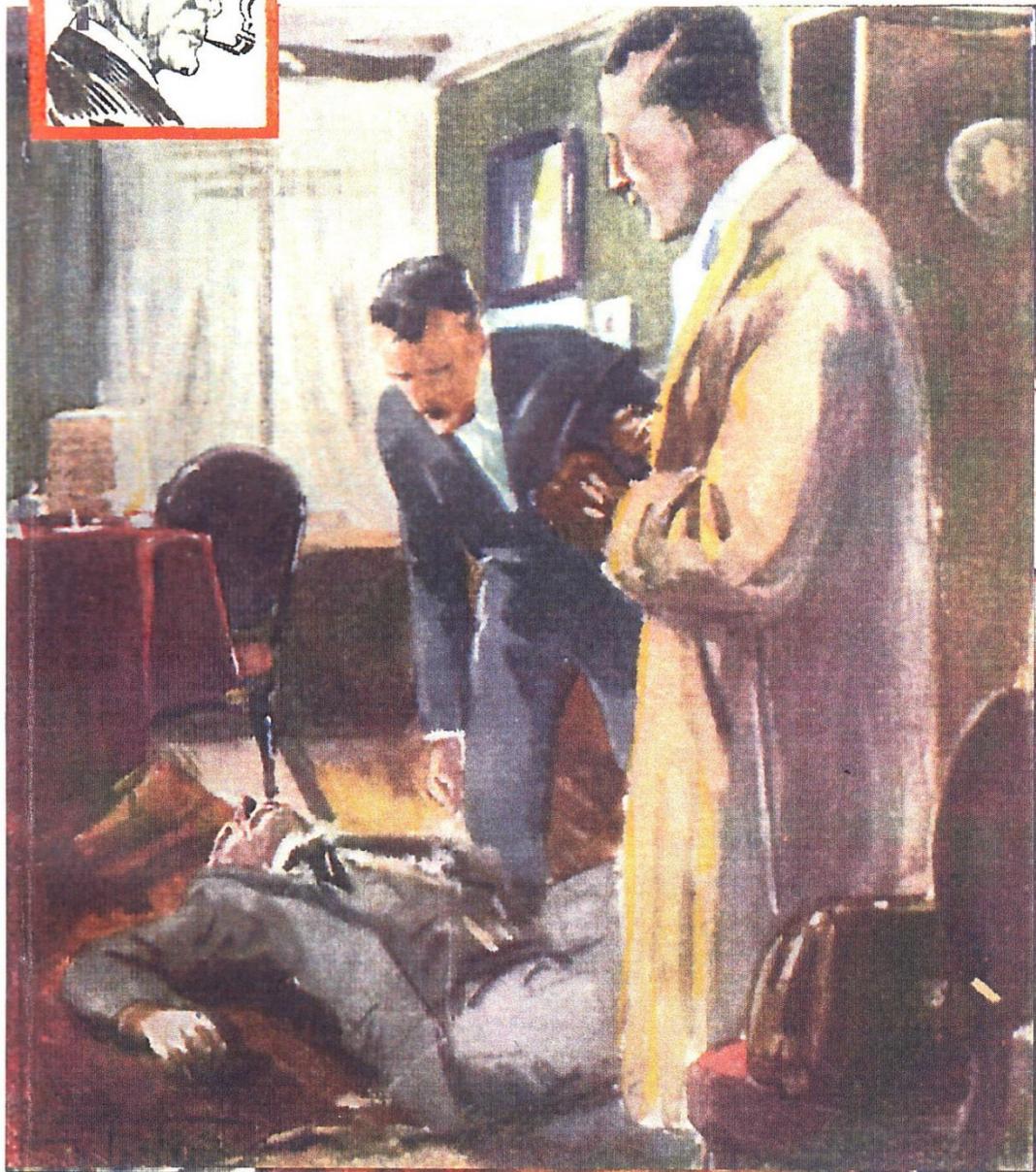


DER

WELT-DETEKTIV



Der König der Brillanten-Mörder



DER WELT-DETEKTIV

Nummer 4

**Der König
der Brillanten-Marder**

Verlagshaus für Volksliteratur
und Kunst GmbH

Berlin

Inhalt

1. Kapitel – Ein kühner Raub bei Sune & Co.	6
2. Kapitel – Der Konkurrent	13
3. Kapitel – Der Maharadscha von Sudipur	20
4. Kapitel – Trick oder Wahrheit?	26
5. Kapitel – Das Geheimnis entschleiert sich	31

1. Kapitel

Ein kühner Raub bei Sune & Co.

Zwei elegante Herren betraten das Juweliergeschäft von Sune & Co., das zu den größeren Londons zählte, und ließen sich kostbare Zigarettenetuis zeigen. Es war um die Mittagszeit, und neben den soeben Erschienenen befanden sich nur noch drei andere Kunden in dem mit vornehmer Eleganz ausgestatteten großen Verkaufsraum.

Jedenfalls hatte es den Anschein, als seien es Kunden, denn sie verhandelten teils mit dem Verkaufspersonal, teils gingen sie umher und besichtigten die Auslagen. In Wirklichkeit waren diese drei Personen – zwei Herren und eine Dame – aber keine Kunden, sondern Detektive, die im ständigen Dienst der Firma Sune & Co. standen und deren Aufgabe es war, die Millionenwerte, die in Gestalt von Brillanten, Perlen und anderen Schmuckgegenständen hinter dem Glas der Verkaufstische und Vitrinen blitzten und glänzten, zu bewachen, denn leider war es früher oft geschehen, dass geschickte Taschendiebe wertvolle Stücke entwendet hatten. Seit Sune & Co. aber die Detektive beschäftigte, hatte sich kein solcher Vorfall wieder ereignet, denn die Geheimbeamten waren ungemein tüchtig und mit allen Tricks, die Schwindler anzuwenden pflegten, vertraut.

Sobald ein Kunde den Verkaufsraum betrat, ließen sie ihn nicht mehr aus den Augen. Überdies passten auch die drei Verkäufer scharf auf, sodass es Taschendieben unmöglich gemacht worden war, auf Raub auszugehen.

Die beiden eleganten Herren, die soeben das Lokal betreten hatten, und nun die Zigarettenetuis betrachteten, die ih-

nen Mr. Sune persönlich vorlegte, waren den Detektiven völlig unbekannt, was sie zu doppelter Aufmerksamkeit veranlasste. Freilich sahen die Kunden ganz und gar nicht wie Betrüger aus, aber Vorsicht war immer am Platz.

Bald stellte sich heraus, dass nur der Größere der beiden Herren ein Etui zu kaufen gedachte, und dass der andere, der sich in seiner Begleitung befand, nur aus Interesse mitgekommen war. Dieser, der bedeutend kleiner als der Interessent für das Zigarettenetui war, nahm bald auf einem Sessel in der Nähe des Ladentisches Platz und sah gelangweilt umher.

Dann erhob er sich und schlenderte, während der andere immer noch in der Wahl des Zigarettenetuis schwankte, im Verkaufsraum umher, um auf einmal vor einer inmitten des Raumes aufgestellten Vitrine stehen zu bleiben, deren Inhalt ihn zu interessieren schien. Zwölf Augen folgten jeder seiner Bewegungen. Aber es geschah nichts. Der Herr betrachtete sich nur die wunderschönen Ringe und mit Brillanten besetzten Krawattennadeln, die in der Vitrine auf verschiedenen übereinander angebrachten Tablett ausgelegt waren, um sich dann umzuwenden. Deswegen ließ aber die Aufmerksamkeit der heimlichen Beobachter nicht nach. Unentwegt behielten die drei Detektive und die drei Verkäufer den Fremden im Auge, während Mr. Sune sich vergeblich bemühte, die Wünsche des größeren Herrn, der noch immer am Ladentisch stand und dem keines der ihm gezeigten Etuis gefallen wollte, zu erfüllen.

»Nein«, sagte dieser schließlich, »bemühen Sie sich bitte nicht weiter. Ich sehe, Sie führen nicht das Etui, das ich kaufen möchte.«

Mr. Sune war ein zu höflicher Geschäftsmann, als dass er

seinen Unmut gezeigt hätte. Er bedauerte, dem Herrn nicht dienen zu können, und geleitete ihn, wie auch seinen kleineren Begleiter, der sich von der Vitrine her inzwischen dem Ladentisch genähert hatte, zur Ausgangstür.

Grüßend verließen die beiden Herren das Verkaufslokal und betraten die Straße. In diesem Augenblick erscholl ein Schrei. Einer der Detektive hatte ihn ausgestoßen. Er stand vor der Vitrine – derselben, in deren Nähe sich der Kleinere der beiden Fremden aufgehalten hatte – und starrte erregt auf die Auslagen. Erbleichend stürzte Mr. Sune herbei, während von allen Seiten die anderen Angestellten herankamen. Auf den ersten Block erkannten alle, was geschehen war. Im Inneren der Vitrine hatten sich fünf Tablettts mit Schmucksachen befunden. Vier waren noch an Ort und Stelle. Das fünfte aber war verschwunden und mit ihm sämtliche Brillanten und Perlen, die sich auf ihm befunden hatten.

»Tod und Teufel!«, schrie der entgeisterte Juwelier. »Was bedeutet das ...?« Er fühlte seine Knie zittern. Fünftausend Pfund waren die Schmucksachen wert, die hier so plötzlich und auf so rätselhafte Weise verschwunden waren! Fünftausend Pfund – hunderttausend Mark!

Dann aber kam ihm blitzartig die Erkenntnis. Er jagte zur Ladentür und stürzte hinaus, denn allzu weit konnten die Fremden noch nicht gekommen sein. Aber in der Tür wurde er aufgehalten. Ein hochgewachsener, breitschultriger Mann war es, mit dem er zusammenstieß ... ein Mann, der just im Begriff gestanden hatte, den Verkaufsraum zu betreten. Sune stieß ein paar Worte der Entschuldigung hervor, ließ den Kunden eintreten und hetzte weiter. Wie er jedoch seine Blicke über das Menschen- und Wagengewühl schweifen ließ, sah er ein, dass den frechen Dieben selbst der Vor-

sprung einer Minute genügt hätte, unaufgehalten zu entkommen.

So blieb nur eins: die Polizei oder, was vielleicht noch aussichtsreicher war, Sherlock Holmes, den berühmten Kriminalisten, um Hilfe anzurufen.

Mit blassen Mienen kehrte Sune in das Geschäft zurück. Der erlittene Verlust vermochte zwar das Fundament seiner Firma nicht zu erschüttern, doch war angesichts der Tatsache, dass die Geschäfte in letzter Zeit ohnehin schlecht gingen, die Einbuße von fünftausend Pfund Sterling ein empfindlicher Schlag. Drinnen stand der große, breitschultrige Herr und ließ seine Augen prüfend über die erregten Gesichter des Personals gleiten. Plötzlich wandte er sich an den Juwelier und sagte: »Verzeihen Sie, Mr. Sune, aber ich weiß nicht, hier scheint irgendetwas vorgegangen zu sein. Oder täusche ich mich? Im Übrigen – pardon, dass ich mich Ihnen noch nicht bekannt machte: Sherlock Holmes ist mein Name!«

»Mr. Holmes?«, rief Sune, außer sich vor Freude. »Wahrhaftig, jetzt erkenne ich Sie! Ach, ich habe ja schon tausendmal Ihr Bild in den Zeitungen gesehen! Wie kann ich dem Zufall je danken, dass er just Sie in dieser Stunde zu mir führt!«

»Meine Vermutung trifft also zu?«

»Leider nur zu gut!«, erwiderte der erregte Geschäftsinhaber und berichtete, den weltberühmten Detektiv zur Vitrine führend, von den beiden Fremden, die anscheinend nur erschienen waren, um nach einem sorgfältig ausgedachten Plan den Raub auszuführen.

»Es muss sich um ganz gewiefte Diebe handeln«, stieß er hervor. »Keiner meiner sechs Angestellten«, er wies auf die

verlegen herumschauenden Detektive und Verkäufer, »hat auch nur das Geringste bemerkt. Fraglos muss sich der eine der Gauner mit dem Rücken an die Vitrine gelehnt und unbemerkt die Glasklappe geöffnet haben, sodass er das Tablett herausziehen und in seinem Mantel verschwinden lassen konnte. Es ist wahrhaftig noch als Glück im Unglück zu bezeichnen«, schloss er mit einem schmerzlichen Lächeln, »dass nicht auch noch dieses Geschmeide geraubt wurde!« Dabei deutete er auf einen wundervollen Schmuck, der im Schimmer der elektrischen Birnen feenhaft schimmerte und dessen Wert mit siebentausend Pfund Sterling gewiss nicht zu niedrig geschätzt war.

Der Besucher nickte.

»Wirklich«, bestätigte er. »ein prachtvolles Stück!« Dann blickte er nachdenklich vor sich hin. Als er den Blick wieder hob, umspielte ein leises Lächeln seine schmalen Lippen.

»Wir werden die Diebe früher haben, als die zu hoffen wagen. Mr. Sune. Ich müsste mich nämlich sehr irren, wenn mir diese Arbeit da«, er wies auf die leeren, seidenen Etuis, »nicht bekannt wäre! Ich habe die Burschen schon einmal, vor sechs Jahren etwa, in Frisco erwischt und ihnen zu längerem Aufenthalt im Gefängnis verholfen.«

Ein Hoffnungsstrahl blitzte aus Mr. Sunes Augen.

»Ja«, fuhr der Besucher fort, »so exakt und sauber arbeiten nur die Brüder Wroblewski, die schon seit längerer Zeit die Staaten unsicher machen. Aber darüber werden wir uns bald Gewissheit verschafft haben. Ich fahre sogleich zu Scotland Yard, wo ich einige Polizeifotos von den Burschen zu erhalten gedenke. Erwarten Sie mich, bitte, in einer Stunde.«

Sune war überglücklich, als er aber für die schnelle Hilfe seinen Dank abstaten wollte, wehrte der Detektiv ab. Noch

einmal unterzog er die Vitrine einer genauen Besichtigung, um sich dann zu entfernen.

Genau anderthalb Stunden später erschien Mr. Sune totenbleich und vor Aufregung am ganzen Körper zitternd in der in der Surrey Street gelegenen Wohnung des weltbekannten Kriminalisten. Sichtlich erstaunt trat ihm Sherlock Holmes entgegen und fragte nach seinen Wünschen.

Sune verzerrte das Gesicht. Es schien, als wolle er lächeln, aber es wurde eine Grimasse daraus.

»Sie ... Sie haben sich gewiss einen ... einen Scherz mit mir gemacht. Mr. Holmes!«, stieß er abgerissen hervor. »Ich habe ... habe vergebens auf ... auf Ihre Rückkehr gewartet ...«

»Entschuldigen Sie«, unterbrach ihn der Detektiv ruhig. »Sie scheinen sehr aufgeregt zu sein und ...«

»Aufgeregt?«, keuchte Sune. »Aufgeregt? Nein, ich bin vor lauter Aufregung schon kein Mensch mehr!« Fast flehend streckte er dem Kriminalisten die Hände entgegen, als er fortfuhr: »Treiben Sie nicht ein Spiel mit mir. Mr. Holmes! Bitte, geben Sie mir sogleich das Halsgeschmeide wieder heraus!«

Des Weltdetektivs Miene blieb undurchdringlich wie zuvor. Nur in seinen klugen, stahlgrauen Augen zuckte für Sekunden eine heiße Flamme auf. Dann fragte er: »Von welchem Halsgeschmeide sprechen Sie?«

»Von dem, was Sie heimlich – und wohl nur, um Ihre Geschicklichkeit zu zeigen, der Vitrine entnahmen, als Sie vor anderthalb Stunden bei mir waren!«

»Hm«, nickte Sherlock Holmes, »so also liegt der Fall. Und auf welchen Betrag schätzen Sie den Wert dieses Schmucks?«

»Auf siebentausend Pfund Sterling!«

»Eine verteuflert große Summe«, gab der Kriminalist zurück. »Umso mehr tut es mir leid, Mr. Sune. Ihnen eine bedauerliche Mitteilung machen zu müssen: Wenn Sie erklären, ich sei vor anderthalb Stunden in Ihrem Geschäft gewesen, so stimmt das nicht. Vor anderthalb Stunden saß ich in der Badewanne und las die Mittagsausgabe der Standard Times. Verhält sich aber der Fall wirklich so, wie Sie mir erzählten, so sind Sie, Mr. Sune – nehmen sie die Nachricht mit Fassung entgegen – einem unverschämten Hochstaplertrio zum Opfer gefallen!«

Sune starrte den Sprecher mit stierem Blick an. Glühende Sonnen und funkelnde Sterne sprühten vor seinen Augen.

»Betrogen!«, stammelte er nur noch, während sich alles rings im Kreis um ihn drehte.

2. Kapitel

Der Konkurrent

Der Brillantenraub erregte in London großes Aufsehen. In langen Spalten beschäftigten sich die Blätter mit dem Fall und wiesen dabei auf die Tatsache hin, dass der freche Gaunertrick keineswegs eine Einzelercheinung sei, denn es treibe in London eine Diebesbande schon seit Monaten ihr Wesen, und zahllose Juweliere seien ihr bereits zum Opfer gefallen.

»Fraglos«, schrieb beispielsweise die Evening Post, »handelt es sich in allen diesen bisher unaufgeklärten Fällen um ein und dieselbe Bande, die immer neue Tricks ersinnt, doch stellt das jüngste Verbrechen, bei dem einer der kühnen Brill-

lantenträuber als Sherlock Holmes auftrat, wohl den Gipfel aller Raffinements dar. Es wäre zu wünschen, dass dieser Vorfall unserer echten Sherlock Holmes veranlasst, das seine zur Unschädlichmachung der Bande zu tun.«

Am nächsten Tag erschien in allen Londoner Zeitungen ein Inserat, das alle Personen, die zu den aufsehenerregenden Brillantendiebstählen irgendwelche zweckdienliche Angaben zu machen hatten, aufforderte, sich zu melden. Selbst die Angabe der geringsten Beobachtungen sei erwünscht.

Unterzeichnet war das Inserat nicht mit dem Namen Sherlock Holmes, sondern mit Howard Toggons.

London spitzte die Ohren. Es war nicht das erste Mal, dass man diesem Namen begegnete. Vor einem halben Jahr war er anlässlich des Mordes an dem Börsenmakler Jefferson, mit reichem Lob geschmückt, durch die Blätter gegangen. Dann noch einmal vor etwa drei Monaten, als die Aufklärung des großen Bankeinbruchs gelang, und schließlich vor wenigen Wochen, was gewiss jeder Leser vermute hatte, sondern mit dem, anlässlich der bekannten Wechselfälscherraffäre.

Alle diese Fälle hatte Howard Toggon aufgeklärt, und es gab in England viele Leute, die dem jungen und so plötzlich aufgetauchten Detektiv eine große, glorreiche Zukunft prophezeiten und ihn wohl schon so halb und halb mit Sherlock Holmes, dem berühmten Meisterkriminalisten verglichen.

Die Tatsache, dass sich nun außer Sherlock Holmes auch noch Howard Toggon der Verfolgung der Juwelenräuber widmete, machte den Fall noch sensationeller, wie er ohnehin schon war, denn zu der Frage, wer die tollkühnen Verbrecher sind, gesellte sich nun noch eine zweite, nämlich: »Wer wird siegen – Holmes oder Toggon?«

Zwei Konkurrenten standen im Kampf. Grund genug, die allgemeine Spannung ins Riesenhafte zu steigern. Während sich aber der Weltdetektiv scheinbar sehr wenig der Aufklärung des Falles widmete, entfaltete Toggon eine außergewöhnliche Rührigkeit. Er stellte stundenlange Verhöre an, verfolgte – die Presse berichtete ganz ausführlich darüber – zahllose Spuren und ließ ansonsten nichts unversucht, was irgendwie Licht in die dunkle Angelegenheit bringen konnte.

Daneben war noch ein Dritter mit allen Kräften am Werk, eine Spur der Diebe zu finden: Inspektor Wimberton von Scotland Yard. Aber er verweigerte allen Reportern, die ihn aufsuchten, nähere Angaben über den Stand seiner Nachforschungen.

So blieb London eine volle Woche hindurch in völliger Ungewissheit. Bis dann am neunten Tag etwas Unerwartetes geschah.

Abends kurz vor sieben Uhr läutete das Telefon im Büro des Inspektors Sturm. Gleichgültig nahm er den Hörer von der Gabel und meldete sich, aber sein Mienenspiel veränderte sich jäh, als die ersten Worte an sein Ohr schlugen. Es war kein anderer als Howard Toggon, der sich am anderen Ende des Drahtes befand.

»Schnell, schnell!«, schrie er. »Kommen Sie sofort hierher ... ich bin in Williams Hotel in der Coate Street ... ein Mord!«

»Mord? Wer ist ermordet worden?«

»Noch weiß ich es nicht. Der Tote trägt keinerlei Ausweise oder sonst irgendetwas bei sich, was seine Identität klären könnte. Nur das eine weiß ich genau: Das Verbrechen hängt mit dem Brillantenraub bei Sune & Co. zusammen!«

»Teufel!«, entfuhr es dem Inspektor. »Darf ich auf Ihr so-

fortiges Kommen rechnen?«

»Ich bin in zehn Minuten dort!«

Als Wimberton den Hörer zurücklegte, benötigte er einige Sekunden zur Wiederherstellung seines seelischen Gleichgewichts. Die Meldung hatte ihn doch mit etwas zu elementarer Plötzlichkeit erreicht. Hundert Gedanken schossen ihm durch den Kopf, aber sie liefen alle krass durcheinander und führten zu keinem Resultat. Nur einer von ihnen schob sich klar und deutlich in den Vordergrund seiner Empfindungen: dass Hovard Toggon doch ein tüchtiger Kerl sein musste ...

Für flüchtige Augenblicke spielte er mit dem Vorsatz, Sherlock Holmes telefonisch anzurufen und ihm Mitteilung von dem Verbrechen in der Coate Street zu machen. Dann aber schlug er den Gedanken mit trotziger Gebärde aus. Mochte Holmes allein zusehen, wie er mit dem Fall fertig wurde.

Mit Ferry und Brother, zwei seiner tüchtigen Beamten, verließ er wenig später Scotland Yard. Brother kannte die Coate Street sehr gut, wie er auch vom Williams Hotel eine genaue Beschreibung geben konnte. Dieses Haus, das sich so stolz Hotel nannte, war in Wirklichkeit ein kleines einstöckiges Gebäude, das höchstens die Bezeichnung Gasthof verdient hätte. Dem ärmlichen Viertel, in dem es lag, angepasst, war auch sein Komfort ein sehr bescheidener, aber die Gäste legten darauf wohl auch wenig Wert. Es waren kleine Geschäftseisende, Hausierer. Clarks, die in Williams Hotel logierten und gewiss zufrieden waren, für wenige Cents ein Bett und ein Dach über dem Kopf zu haben.

Nach achtminütiger Fahrt erreichten die Beamten ihr Ziel. Zum Hotel gelangte man nur, wenn man die ebenerdig ge-

legene Speisewirtschaft durchschritt, die tagsüber viel von Chauffeuren besucht wurde, jedoch in den Abendstunden, wie auch nun, ziemlich vereinsamt dalag.

Hier bereits trat ihnen Hovard Toggon entgegen. Toggon war ein schlanker, kleinerer Mann von italienischem Typus, der außer seinen großen, dunklen Augen, die immer kohlig zu glühen pflegten, keine Besonderheiten aufwies.

Mit triumphierender Miene reichte er dem Inspektor und dessen Begleitern die Hand, während Mr. William, der Besitzer des Gasthauses, bleich und sichtbar erregt hinter dem Schanktisch stand. Außer ihm befand sich noch ein Mensch im Raum, ein Mann mit brandrotem Haupt- und Barthaar, der eine grüne Schürze trug und scheinbar den Posten eines Hausdieners bekleidete.

Er stand mit blöder Miene abseits und hörte mit halb geöffnetem Mund auf das, was die Männer miteinander sprachen. Wimberton brauchte Hovard Toggon nicht erst aufzufordern, zu erzählen, was sich ereignet hatte. Toggon berichtete freiwillig alles, was er wusste.

»Ich verfolgte unzählige Spuren«, sagte er, »aber alle stellten sich als falsch heraus. Bis ich eines Tages bei meinen Nachforschungen auf einen Mann stieß, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Mr. Holmes aufwies. Das veranlasste mich, mir den Burschen etwas genauer anzusehen. Mein Verdacht, es in seiner Person mit jenem Gentleman zu tun zu haben, der als Holmes bei dem Juwelier auftrat, nahm umso mehr zu, als ich mir die Gewissheit verschaffte, dass der Mann in Verbrecherkreisen verkehrte.

Es dauerte drei Tage, bis ich endlich herausbekam, dass er hier in Williams Hotel ganz bescheiden ein Zimmer bewohnte. Seit dieser Zeit ließ ich ihn nicht mehr aus den Au-

gen. Gestern nun traf er sich mit einem anderen Mann in einem Kaffeehaus an der Garden Road, doch vermochte ich das Gespräch leider nicht zu belauschen. Derselbe Mensch kam heute, etwas um halb sieben Uhr, hierher und begab sich indes anderen Zimmer hinauf. Überraschend schnell erschien er aber wieder und eilte davon. Diese Eile kam mir verdächtig vor.

Ich betrat diesen Raum hier, gab mich Mr. Williams als Detektiv zu erkennen und bat um Angabe des Zimmers, in dem der angebliche Stadtreisende wohne. Es handelte sich um das Zimmer Nr. 8 im ersten Stock. Leise schlich ich hinauf und lauschte an der Tür. Im Zimmer war alles still. Etwas beunruhigt – der Mann, der sich so eilig entfernt hatte, ging mir nicht aus dem Kopf – blickte ich durchs Schlüsselloch. Und da sah ich denn, was geschehen war: Der Mann im Zimmer lag auf der Erde und war tot«

»Ermordet?«

Hovard Toggon nickte.

»Erstochen.«

Gemeinsam eilten sie hinauf. Toggon hatte im Zimmer alles unverändert gelassen. Der Tote lag lang ausgestreckt am Boden. Auch Wimberton stellte auf den ersten Blick eine gewisse Ähnlichkeit mit Sherlock Holmes fest. Der Tod war durch einen meuchlings von hinten geführten Messerstich, der das Herz durchbohrt hatte, eingetreten.

Als nach einer halben Stunde der mit einem Auto herbeigeholte Mr. Sune erschien und voller Erregung die Frage, ob dieser Mann mit jenem identisch sei, der bei ihm als Sherlock Holmes auftrat, bejahte, gab es keinen Zweifel mehr: Hovard Toggon hatte sich auf der richtigen Spur befunden.

»Warum haben Sie mich nicht früher benachrichtigt?«,

knirschte Wimberton. »Weiß der Teufel, wie hätten vielleicht schon die ganze Bande lebend hinter Schloss und Riegel!«

Toggon seufzte.

»Wer konnte diese plötzliche Wendung ahnen«, sagte er. »Ich wollte nicht mit vagen Vermutungen, sondern mit Tatsachen zu Ihnen kommen.«

»In welchen Kreisen ist Ihrer Ansicht nach der Mörder zu suchen?«

»Ich bin überzeugt, dass dieser Mann hier von einem seiner beiden Komplizen getötet wurde«, erwiderte Toggon bestimmt. »Vielleicht fürchteten die Burschen von seiner Seite Verrat.«

Wimberton nickte. Diese Vermutung lag nahe. Sein Blick streifte die Gestalt des Detektivs. War doch ein tüchtigerer Kerl als er geglaubt hatte, diese Howard Toggon! Und seine Stimme klang unwillkürlich wärmer, als er sagte: »Wir werden von nun an den Fall gemeinsam weiterbearbeiten, Mr. Toggon, ja?«

»Mit tausend Freuden!«, erwiderte dieser. »Aber für heute bitte ich noch um Dispens. Mir ist soeben ein Einfall gekommen, den ich noch unbedingt durchführen möchte.«

Er reichte Wimberton und den anderen die Hand und ging. Wimberton schaute ihm seufzend nach. Dann machte er sich daran, das Protokoll aufzunehmen. Er diktierte, Ferry schrieb und Brother schnüffelte im Zimmer herum. Plötzlich gab er aber die Beschäftigung auf und lauschte zur Tür hin. Ganz deutlich hatte er draußen einen schleichenden Fuß vernommen. Mit Zeichen verständigte er Wimberton. Der Inspektor diktierte ruhig weiter, bedeutete Brother aber durch einen Wink, nachzusehen, was das Geräusch bedeute.

Wie eine Katze schlich dieser auf leisen Sohlen zur Tür und riss sie jäh auf. Aber auf dem halbdunklen Gang war niemand zu sehen. Wütend warf Brother die Tür wieder zu.

Eine Weile blieb es auf dem Gang noch still. Dann löste sich ein dunkler Schatten aus dem Schwarz einer Nische, der lautlos davonglitt, um schließlich in einem anderen Zimmer zu verschwinden. Hier entpuppte er sich als der rothaarige Hausdiener, der vorhin mit blöder Miene im Lokal gestanden und den Worten der Männer gelauscht hatte. Langsam trat er zum Tisch und starrte stumm vor sich nieder. Dann löste er mit wenigen Griffen Bart und Perücke und verbarg beides in der Tasche. Hätte Wimberton in diesem Augenblick den Hausdiener erblickt, er wäre gewiss nicht wenig erstaunt gewesen, denn der Mann, der hier in Williams Hotel als Hausdiener angestellt zu sein schien, war kein anderer als Sherlock Holmes!

3. Kapitel

Der Maharadscha von Sudipur

Acht Tage später traf in England ein seltener Gast ein, der die Aufmerksamkeit der Londoner in hohem Grade auf sich zog. Es war der Maharadscha von Sudipur, ein indischer Fürst, über dessen Reichtum man sich wahre Wundermärchen erzählte.

Er befand sich nur in Begleitung seines weißen Sekretärs und war im vornehmen Astoria-Hotel abgestiegen, wo er ein ganzes Appartement belegt hatte. Es dauerte gar nicht lange, und er war an allen Stätten, an denen sich die elegante

Welt ein Stelldichein gab, eine vielgesehene Persönlichkeit. Nur, dass sich der Maharadscha nicht mehr bloß in der Gesellschaft seines Sekretärs befand, sondern stets noch einen dritten Herrn mit sich führte. Und dieser Dritte war der Detektiv Hovard Toggon. Wahrhaftig. Der Glückstern des jungen Detektivs war rapide im Aufleuchten begriffen. Ganz London wusste, was es zu bedeuten hatte, dass Toggon den Maharadscha auf Schritt und Tritt begleitete.

Die Zeitungen berichteten offen darüber. Hovard Toggon war von dem reichen Inder zu seinem persönlichen Schutz und zur Überwachung der Edelsteinsammlung bestellt worden! Die Sammlung selbst, die der Maharadscha in London, Paris und Amsterdam zusammengekauft hatte, befand sich nun im Depotfach einer Bank, aber dennoch repräsentierten die unerhört schönen Brillanten, die der indische Fürst tagtäglich zu tragen pflegte, immer noch Millionen in Pfund. Es war also verständlich, dass sich der Nabob vor Verlusten schützen wollte und so auf den Gedanken verfallen war, einen tüchtigen Detektiv zu engagieren.

Mit seiner Anwesenheit in London verfolgte der perfekt englischsprechende Maharadscha nicht nur den Zweck, seine Kenntnisse von Land und Leuten zu vervollkommen, sondern auch die Absicht, seltene Schmucksachen, für die er eine leidenschaftliche Liebe zu haben schien, zu erwerben, um sie seiner Sammlung einzuverleiben.

Da Geld bei ihm keine Rolle spielte, bekam er auch zahlreiche Angebote von Brillantenhändlern und Juwelieren, aber bisher hatte er sich allen diesen Offerten gegenüber ablehnend verhalten.

Umso erfreuter war daher Mr. Harald Benton, einer der angesehensten Juweliere Londons, als der Maharadscha eines

Nachmittags in Begleitung seines Sekretärs und seines Beschützers Hovard Toggon in seinem Geschäft erschien und sich exquisite Schmuckstücke vorlegen ließ.

Keine Miene zuckte im Gesicht des dunkeläugigen, spitzbärtigen Fürsten, als er die kostbaren Stücke durch seine schlanken Hände gleiten ließ. All dieser Schmuck, dessen Besitz Hunderttausende von anderen Menschen glücklich gemacht hätte, schien auf ihn nicht den geringsten Eindruck zu machen. Lediglich für ein Diadem, dessen Verkaufspreis von dem Juwelier mit 9000 Pfund beziffert wurde, schien ihm einiges Interesse abzugewinnen, doch schien er sich über den Ankauf nicht ganz schlüssig zu sein.

Mit dem Bemerkten, am nächsten Tag Bescheid zu geben, verließ er nach halbständigen Besuch mit seinen zwei Begleitern das Geschäft und fuhr zum Astoria-Hotel zurück.

Genau zwanzig Minuten später erschien Mr. Harald Beton, der Juwelier, kreidebleich in Scotland Yard und verlangte, sofort zu Wimberton geführt zu werden. Der Inspektor blickte dem erregten Besucher verwundert entgegen.

»Sehe ich recht?«, rief er. »Mr. Benton? Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?«

»Eine Angelegenheit, die mich aufs Tiefste erregt«, erwiderte der Juwelier schwer atmend. »Ich möchte Ihnen mitteilen, dass vor kaum zwanzig Minuten ein Diadem aus meinem Geschäft gestohlen wurde, das einen Wert von 9000 Pfund repräsentiert!«

»The devil!«, polterte der Inspektor los. Er war aufgesprungen und starrte den Sprecher verblüfft an. Sollte der Brillantenmarder, der erst kürzlich das Geschäft der Firma Sune & Co. heimgesucht hatte, nun auch bei Benton erschienen sein?

»Schnell«, murmelte er, »sprechen Sie. Haben Sie irgendeinen bestimmten Verdacht?«

Der Juwelier tupfte mit einem Seidentuch die Schweißperlen von seiner Stirn.

»Ja«, stieß er hervor, »ich weiß, wer mir den Schmuck gestohlen hat. Es war ... es war ... der ... Maharadscha von Sudipur!«

Die Spannung wich von Wimberton. Ja, er lächelte sogar, als er ungläubig wiederholte.

»Der Maharadscha? Der reiche Maharadscha von Sudipur, der zurzeit im Astoria-Hotel wohnt?«

»Derselbe!«

»Aber, Mr. Benton, ich bitte Sie! Wie können Sie einen derart - verzeihen Sie - einen derart lächerlichen Verdacht aussprechen! Der Mann hat so viel Geld, dass er alle Diamanten der Welt kaufen könnte, wenn es ihm beliebt!«

Aber Benton wehrte ab.

»Er war es und kein anderer!«, keuchte er. »Lange drehte er den Schmuck in seinen Händen. Ich fühlte, dass ihn das Diadem reizte. Er legte es zurück, griff nach anderen Gegenständen, um dann doch wieder seine Hand nach dem Kopfschmuck auszustrecken. Schließlich sagte er, er wolle sich den Kauf noch überlegen und entfernte sich. Zwei Minuten später entdeckte ich das Fehlen des Diadems! Zweifeln Sie nun noch immer an der Wahrheit meiner Behauptung?«

»Dann war es nicht der Maharadscha, sondern ein Schwindler, der in seiner Maske aufgetreten ist - ähnlich wie in dem Fall Sune!«, behauptete Wimberton. »Aber warten Sie. Das werden wir gleich haben!«

Er rief das Astoria-Hotel an und verlangte den Detektiv Hovard Toggon, der sich auch gleich darauf meldete.

»Eine Frage, Mr. Toggon«, sagte Wimberton. »Wissen Sie zufällig, wo sich der Maharadscha heute Nachmittag zwischen vier und fünf Uhr aufgehalten hat?«

»Allerdings. Wir haben gemeinsam den Juwelier Benton aufgesucht. Und weshalb fragen Sie?«

Der Inspektor machte ein langes Gesicht. Dann aber geriet er in Erregung.

»Mr. Toggon!«, rief er. »Kommen Sie sofort zu mir. Es ist etwas geschehen, das – Himmel, Tod und Teufel, ich weiß nicht, wie ich es in Worte kleiden soll – und auch noch telefonisch – nein, kommen Sie her und fragen Sie nicht erst lange. Begnügen Sie sich mit dem Bescheid, dass wir unter Umständen kurz vor der Lösung alles in letzter Zeit in London geschehenen Brillantdiebstähle stehen!«

Toggon erbat sich unter einem Vorwand Urlaub von dem Maharadscha, warf sich in eine Autodroschke und war zehn Minuten später zur Stelle.

Als er aus des Juweliers Mund hörte, was geschehen war, schwieg er lange Zeit. Dann jedoch flammte es in seinen nachtschwarzen Augen auf.

»Sollte es möglich sein?«, stieß er hervor.

»Wahrhaftig«, konstatierte Wimberton, »ich habe lange Zeit gezweifelt, jetzt aber wäre es verbrecherischer Leichtsinn, sich diesen handgreiflichen Argumenten zu verschließen. Der Maharadscha zeigt großes Interesse für ein Diamant, das er dennoch nicht kauft, und das trotzdem zwei Minuten nach seinem Weggang verschwunden ist. Sollen vielleicht Geister die Geschichte inszeniert haben? Na also! Nur eine Möglichkeit gibt es noch, dass es nicht der Maharadscha selbst war, der den geschickten Diebstahl ausführte, sondern der Mensch, der als angeblicher Sekretär fungiert!«

»Wodurch dennoch an der Tatsache, es mit zwei raffinierten Gaunern zu tun zu haben, die Hand in Hand arbeiten, nicht zu zweifeln wäre!«, meinte Benton erregt. »Ich verlange, dass die beiden noch in dieser Stunde verhaftet werden!«

Eine schwere Wolke umhüllte das Antlitz des Inspektors.

»No«, entschied er, »das wird nicht geschehen. Eine Festnahme kann nicht früher erfolgen, als bis wir nicht endgültig des Beweis dafür erbracht haben. Bitte lassen Sie mich aussprechen, Mr. Benton: Zwei Dinge sind möglich. Erstens kann unsere Annahme, es in dem Inder und seinem englischen Sekretär mit waschechten europäischen Taschendieben zu tun haben, zutreffen. Vielleicht sogar noch mehr, indem die Halunken ganz und gar die gleichen sind wie die, die bei Sune den Diebstahl ausführten und dann ihren Komplizen ermordeten. Ebenso können wir uns aber auch mit dieser Annahme auch verrechnen. Was dann, wenn die beiden wirklich das sind, was sie scheinen, und nichts mit jenen Gaunern zu tun haben? Wenn weiter der Maharadscha ein Maharadscha ist und meinetwegen nur an einer krankhaften Neigung für kostbaren Schmuck leidet, also ein Kleptomane ist, der stiehlt, ohne es zu wissen? Er weiß das jetzt im Augenblick? Und was glauben Sie wohl, was mit mir geschieht, wenn ich voreilig, ohne all diese Fragen geklärt zu haben, zu einer Verhaftung schreite? Ich habe mit einem Schlag den englischen Botschafter auf dem Hals, der sich stante pede im Unterhaus beschwert. Und was dann? Dann kann ich hier mein Bündel schnüren und einen anderen Posten suchen. No, hochgeehrter Mr. Benton, heute werde ich noch nichts, noch gar nichts, unternehmen. Dass aber die Herren von dieser Stunde an keinen Augenblick mehr unbewacht sein werden, und dass noch heute Abend nach Indien gekabelt wird,

darauf können Sie sich verlassen. Mr. Toggon ist seit Wochen hinter dem König der Brillantenmarder her, wie auch ich seit Langem nichts weiter als diesen verdammten Burschen im Schädel habe. Sie dürfen alle versichert sein, dass ihre Angelegenheit in den allerbesten Händen ruht!«

Benton erhob sich seufzend. Es sah wohl ein, dass man einem mächtigen Maharadscha gegenüber rücksichtsvoller sein musste als einem x-beliebigen anderen Menschen. So legte er den beiden Herren nur noch einmal die Wiederherbeischaffung des kostbare Diadems ans Herz und empfahl sich. Lange schritt Hovard Toggon auf und nieder.

Dann aber schien ihm eine gute Idee zu kommen. »Vier Augen sehen mehr als zwei«, sagte er. »Was mir entgeht, sehen Sie vielleicht auf den ersten Blick. Kommen sie heute Abend ins Astoria-Hotel, wo ich Sie unter einem Vorwand mit dem Maharadscha bekannt machen werde. Vielleicht bringt uns das einen Schritt weiter.«

4. Kapitel

Trick oder Wahrheit?

Alles ging nach Wunsch. Als Hovard Toggon am Abend im Speisesaal des Astoria-Hotels plötzlich aufsprang, um den scheinbar zufällig am Nebentisch sitzenden Wimberton zu begrüßen, sah der Maharadscha zwar etwas befremdet auf, schwieg jedoch und verhielt sich abwartend. Gleich darauf kehrte Toggon an den Tisch zurück, entschuldigte sich für sein formloses Verhalten und erklärte, dass ihn die Freude übermannt habe: Jener Herr am Nebentisch sei kein anderer

als ein gewisser Tom Fricksay aus Boston, der früher jahrelang sein vergötterter Lehrer gewesen sei.

Darauf bat der Maharadscha den fremden Herrn an seinen Tisch. Wahrhaftig, die Sache funktionierte besser, als man gehofft hatte. Der Maharadscha erwies sich als ein liebenswürdiger Gesellschafter, der angeregt zu plaudern verstand.

Er erzählte von seinem Land, dem Leben, das er dort führte, und den Reisen, die er alljährlich unternahm. Wimberton-Fricksay gab gleichfalls eine Probe seines schauspielerischen Könnens ab.

Kein Mensch hätte in seinem Äußeren oder in seinem Wesen den gewaltigen Chef von Scotland Yard vermuten können. Auch Hovard Toggon machte seine Sache gut, indem er von den schönen Tagen in Boston erzählte.

Der englische Sekretär des Maharadschas beteiligte sich dagegen nicht am Gespräch, das sich bald dem Thema Schmuck und Brillanten zuwandte. Hier aber geriet der Maharadscha erst recht ins Fahrwasser. Er schwärmte von den Schätzen, die zu erwerben ihm auf einer diesmaligen Reise gelungen sei, und sprach auch von dem Schmuck, den er heute Nachmittag bei Benton besichtigt hatte.

»Ein seltenes, wertvolles Stück, das Diadem«, meinte er, »und ich werde es wohl doch kaufen, obwohl mir der geforderte Preis etwas zu hoch dafür erscheint.«

Wimberton-Fricksay und Toggon tauschten einen kurzen Blick aus.

»Ach ja«, meinte der Erstere schließlich, und er sah nahezu wehmütig dabei aus. »Es ist etwas Herrliches um schönen Schmuck. Ich habe oft viele Stunden vor den prächtigen Auslagen großer Juweliergeschäfte gestanden und meinen Blick an all dem Glanz und Schimmer erfreut.«

Der Maharadscha von Sudipur wandte sich sofort an seinen Sekretär und forderte ihn auf, das kleine Ledernecessaire herbeizuholen, das oben im Schreibtisch verschlossen sei.

»Damit Sie das Vergnügen haben«, wandte er sich liebenswürdig an Wimberton-Fricksay, »einige meiner neuerworbenen Stücke zu betrachten.«

Aber er suchte vergebens in der Tasche nach dem Schreibtischschlüssel.

»Wie leichtsinnig man doch ist«, sagte er, »ich habe den Schlüssel wahrscheinlich ahnungslos auf der Schreibtischplatte liegen lassen.«

Der Sekretär erhob sich schweigend und entfernte sich. Als er wiederkam, erklärte er mit merkwürdiger Betonung: »Der Schlüssel ... ist fort!«

Der Maharadscha fuhr zusammen.

»Fort?«, wiederholte er. »Dann liegt er vielleicht an anderer Stelle. Vielleicht habe ich ihn dem Sekretär übergeben.«

Aber der Sekretär schüttelte den Kopf.

»Ich habe überall gesucht – er ist spurlos verschwunden!«

Starres Schweigen legte sich beklemmend über den mit Blumen geschmückten Tisch. Der Maharadscha durchsuchte sämtliche Taschen. Der Erfolg blieb aus. Etwas beunruhigt erhob er sich. Dann schien ihm ein Gedanke zu kommen.

Er wechselte einen Blick mit seinem Sekretär und wandte sich an Wimberton-Fricksay und Hovard Toggon und murmelte: »Dürfte ich die Herren bitte, mich zu begleiten. Vielleicht – habe ich Zeugen nötig!«

Beide Herren erklärten sich sofort bereit. Sie nahmen den Fahrstuhl und fuhren zur ersten Etage hinauf. Auf dem breiten, läuferbelegten Gang stießen sie auf den dem Apparte-

ment zugeteilten Oberkellner. Die Frage, ob irgendjemand die Zimmer während seiner Abwesenheit betreten hätte, verneinte dieser nachdrücklich. So betraten die vier Herren das Appartement. Der Maharadscha zuerst, dann Hovard Toggon, hinter ihm Wimberton. Der Sekretär bildete den Schluss. Überall erhellte das strahlende Licht der Kronleuchter die Räume.

»Ließen Sie das Licht vorhin brennen?«, wandte sich Toggon an den Sekretär.

Der schüttelte den Kopf.

»Ich fand es bereits so vor.«

»Ich habe es brennen lassen«, warf der Maharadscha ein. Dann fügte er etwas mysteriös hinzu: »Es ist eine Angewohnheit von mir, abends in allen Zimmern das Licht so hell wie möglich brennen zu lassen – auch dann, wenn ich vorübergehend, wie beispielsweise heute, abwesend bin.«

Mittlerweile hatten sie das Arbeitszimmer erreicht, in dessen Mitte der breite Diplomatschreibtisch stand. Ehe der Maharadscha ihn aber erreicht hatte, hielt er jäh im Schritt inne.

»Da!«, rief er und deutete seitwärts auf den Teppich, wo etwas silbrig glänzte. »Ich glaube, da haben wir ihn schon.«

Toggon bückte sich. Als er sich wieder aufrichtete, hielt er den Schlüssel in der Hand.

»Na also«, meinte der Inspektor, »dann wäre ja bereits alles wieder in Ordnung!«

»Keineswegs«, sprach der hochgewachsene Inder. »Ich sagte doch wohl schon vorhin, dass ich den Schlüssel auf die Platte des Schreibtisches gelegt habe. Wäre er hinuntergefallen, müsste er dicht neben ihm liegen. Das ist aber nicht der Fall. Ich schätze die Differenz vom Schreibtisch auf zwei Me-

ter. Solche Sprünge pflegen Schlüssel nicht selbständig zu machen.«

Wieder wurde es merkwürdig still unter den vier Menschen. Der Inspektor rückte an der Brille, die er sich getreu seiner Lehrerrolle für diesen Abend auf die wertige Nase geklemmt hatte, und Howard Toggon verriet ebenfalls starke Unruhe.

Nur der Sekretär und sein mächtiger Herr bewahrten ein durchaus kaltes Wesen. Der Maharadscha nahm den Schlüssel aus Toggons Hand und schloss das Fach auf. Die anderen standen rechts und links neben ihm und folgten jeder seiner Bewegungen voller Spannung. Da stand das Necessaire.

Der Maharadscha griff zu, schlug den ledernen Deckel zurück. Das Täschchen was leer!

»Zum Teufel!«, entfuhr es Wimberton. Da er aber im gleichen Augenblick einsah, dass ein solcher Ausruf eines alten Lehrers keineswegs würdig war, verbesserte er sich und fügte hinzu: »Und ... und darin befand sich ... der ... Schmuck?«

»Allerdings«, mischte sich plötzlich der weiße Sekretär des Maharadschas ins Gespräch, »und zwar handelt es sich um Stücke, die zusammen etwa 22.000 Pfund Sterling wert sind.«

Unwillkürlich wandten Toggon und Wimberton-Fricksay ihre Blicke dem Sprecher zu. Die Verwunderung, dass der bisher so schweigsame Sekretär unerwartet aus seiner Reserve heraustrat, war deutlich auf ihren Gesichtern zu lesen. Dieser schien die Überraschung der beiden Herren jedoch gar nicht zu beachten.

Langsam trat er an den Schreibtisch heran und schob das Fach wieder zu. Dann wandte er sich mit einem eigentümli-

chen Lächeln an den Maharadscha und sagte ruhig: »Hatte ich nicht mit meiner Behauptung recht, Hoheit, dass man heute einen Anschlag auf Ihren Schmuck ausführen würde?«

Der Maharadscha nickte stumm. Wimberton- Fricksay starrte bald auf ihn, bald auf den Sekretär, der da so merkwürdige Worte sprach, und wandte sich schließlich mit fragenden Blicken an Hovard Toggon. Aber der schien für einige Augenblicke überhaupt seine Fassung verloren zu haben.

Dem maskierte Inspektor gefiel die Geschichte nicht.

»Sie täten gut«, rief er dem Maharadscha zu, »sobald die Polizei von dem Vorfall zu verständigen!«

Da stieß der Sekretär ein leises Lachen aus.

»Wie?«, entrüstete sich der Inspektor. »Sie lachen?«

»Allerdings«, äußerte der Sekretär, »denn die Polizei braucht nicht erst verständigt zu werden. Die Polizei ist bereits da. Bitte, walten Sie Ihres Amtes. Inspektor Wimberton!«

5. Kapitel

Das Geheimnis entschleiert sich

Der Inspektor prallte zurück. »Sie ... Sie kennen mich?«, stieß er hervor. »Scheinbar«, sprach der Sekretär. Auch Hovard Toggon hatte diese überraschende Wendung nicht erwartet. Er schreckte zusammen und starrte den Sekretär sichtlich verstört an.

Wimberton erholte sich allmählich von seiner Bestürzung.

Mit wütenden, ruckartigen Bewegungen entledigte er sich der Brille und Perücke.

»So!«, sagte er dann und blickte den Sekretär mit durchdringenden Blicken an. »So! Und nun darf ich Sie wohl bitten, meinem Beispiel zu folgen!«

»Ich?«

»Ja, denn auch Ihr Gesicht dürfte in Wahrheit etwas anders aussehen!«

Der Sekretär lächelte.

»Sie haben recht«, merkte er an. »Es erübrigt sich nun auch, die Maskerade fortzusetzen!«

Und er folgte dem Beispiel des Inspektors und entledigte sich nun auch seinerseits zum Erstaunen Toggons der Perücke und des dunklen Spitzbartes. Das alles nahm nur wenige Augenblicke in Anspruch. Als er sich wieder umwandte, blickte Wimberton in ein bekanntes Gesicht.

»Mr. Holmes!«, murmelte er fassungslos.

Der Weltdetektiv verneigte sich leicht.

»Und das da«, erwies auf den stumm der Szene folgenden Inder, »ist seine Hoheit, der Maharadscha von Sudipur, mit dem ich vor einem Jahr die hohe Ehre hatte, zusammen Tiger zu jagen.«

Der Maharadscha nickte, damit die Worte Sherlock Holmes' bestätigend.

»Mr. Holmes ist mein Freund«, sagte er mit höflicher Geste, »und wenn Sie ihm, meine Herren, jetzt als Sekretär in meinen Diensten finden, so ist dieses Verhältnis nur ein von Mr. Holmes selbst gewünschtes.

Er reiste mir von einiger Zeit nach Paris entgegen und wünschte aus bestimmten Gründen, diese Rolle an meiner Seite zu spielen. Und was Mr. Holmes anbelangt«, schloss

er, »so war es ebenfalls Mr. Holmes, der mir nahelegte, diesen Herrn als Wächter meines Schmucks anzustellen.«

Toggon war bei den letzten Worten abwechselnd rot und blass geworden.

»Also eine Komödie war das alles?«, stieß er hervor. »Ich kann nur sagen, dass ich es unerhört finde, mir ...«

»Warum erregen Sie sich?«, warf Sherlock Holmes kalt ein. Toggons Augen schossen Wutblitze.

»Ich ziehe es unter diesen Umständen vor, mich auf der Stelle zu entfernen!«, rief er.

Ein unbeteiligter Beobachter müsste unwillkürlich annehmen, dass er durch das Spiel, das Sherlock Holmes, sein Konkurrent, mit ihm getrieben hatte, so tief beleidigt worden war. Wirklich verbeugte er sich knapp und strebte dem Ausgang des Zimmers zu.

»Wollen Sie nicht hören, was ich zu erzählen habe?«, rief ihm der Weltdetektiv nach.

Aber Howard Toggon würdigte ihn keines Blickes. Er verließ den Raum und warf laut die Tür hinter sich ins Schloss.

Aber Wimberton kam sich an der Nase herumgeführt vor. Wie Toggon, so zeigte auch er eine beleidigte Miene und traf Anstalten, hinauszugehen.

Aber ehe er die Tür erreichen konnte, war Sherlock Holmes bei ihm, führte ihn zurück und drückte ihn lächelnd auf einen der Klubsessel nieder.

»Lassen Sie mich!«, fauchte der Inspektor. »Ich habe mit Mr. Toggon noch Verschiedenes zu besprechen!«

Der Weltdetektiv lachte trocken.

»Toggon kommt sofort zurück«, sagte er. »Ich gehe sogar jede Wette mit Ihnen ein, dass er wieder hier sein wird, ehe Sie bis drei zählen können!«

Da wurde auch schon die Tür aufgerissen. Toggon stand kreidebleich vor Wut auf der Schwelle.

»Am Ausgang des Appartements«, rief er zornbebend, »stehen zwei Männer, die mich gewaltsam am Verlassen dieser Räume hindern!«

»Ja, ja«, sprach Sherlock Holmes kaltblütig, »die beiden Leute sind tüchtig, was? Es wäre töricht, Mr. Toggon, wenn Sie weiterhin versuchen würden, Ihren Willen mit Gewalt durchzusetzen. Ich habe strenge Anweisung gegeben, dass von nun ab kein Mensch mehr dieses Appartement betritt noch verlässt und dass jedweder Mensch, ohne Ansehen der Person zurückzuweisen ist. Ich bitte Sie also nochmals, Herr Kollege, näherzutreten und nicht weiter versuchen zu wollen, meine Dispositionen umzustoßen.«

Mit einem Knurren kam Toggon heran und ließ sich in den Sessel fallen.

»Sehr liebenswürdig, vielen Dank!«, verneigte sich Sherlock Holmes höflich, um dann fortzufahren. »Sie sind, wie ich, in der mysteriösen Brillantendiebstahlsaffäre tätig. Umso mehr wird es Sie interessieren, was ich zu berichten habe.«

Und sich an den Inspektor wendend: »Auch Sie, lieber Freund und langjähriger Kampfgenosse, werden mir Dank wissen für das, was ich in der Angelegenheit erreichte.«

»Soll das heißen, dass Sie den Brillantenmarder haben?«, knurrte Wimberton wütend.

»Das soll heißen«, korrigierte der Weltdetektiv, dass ich den Halunken zwar noch nicht fest habe, aber dennoch auf seiner Spur bin!«

Wimberton ließ ein Hohnlachen hören. Toggon schwieg dazu, doch kniff er die Lippen so fest zusammen, dass sie

einen schmalen Strich bildeten.

»Und das kann ich auch noch mit Sicherheit behaupten«, fuhr der berühmte Kriminalist fort, »dass der Mensch, der hier aus diesem Schreibtisch Schmucksachen entwendete, während wir unten arglos beieinandersaßen, derselbe ist, wie der, der vor kurzer Zeit den Mord in Williams Hotel beging.«

»Uff!«, stieß Wimberton hervor. »Jetzt schlägt es dreizehn!«

Sherlock Holmes aber sagte: »Es wird besser sein, die Geschichte von vorn zu beginnen, also von da an, als Mr. Sune von drei geschickten Dieben gebrandschatzt wurde, von denen einer eine starke Ähnlichkeit mit mir aufwies. Es lag also für mich nahe, diesen wertigen Doppelgänger ausfindig zu machen. Tagelang waren Jonny und ich unterwegs, um die Ober- und Unterwelt New Yorks nach diesem Mann abzusuchen. Da wir systematisch vorgingen, blieb der Erfolg nicht aus.

Wir fanden den Gentleman als Gast und angeblichen Geschäftsreisenden in Williams Hotel in der Coad Street. Wo eine Hyäne lebt, pflegen auch die anderen Artgenossen nicht weit zu sein. So sprach ich mit Mr. Williams ein ernstes Wörtchen.

Da er auf diese Weise erfuhr, welcher Rabe sich in seinem Haus sein Nest gebaut hatte, legte er mir nichts in den Weg, als ich ihn bat, für eine Zeitlang bei ihm den Hausdiener spielen zu dürfen. Ich legte mir eine rote Perücke zu ...«

Wimberton zuckte aus dem Sessel hoch. »Das waren Sie?«

»Ja.«

»Donner und Doria!«, knurrte Wimberton, »dann waren Sie jenem Menschen eher auf den Fersen als unser Freund

Toggon!«

»So ist es wohl«, konstatierte Sherlock Holmes und streifte Howard Toggon mit einem kurzen Blick. »Nun, das spielt ja auch keine Rolle. Jedenfalls nutzte ich die Zeit gut aus. Unter anderem brachte ich auch meinen automatisch funktionierenden Fotoapparat im Zimmer des verdächtigen Burschen unter, wenn dieser einmal das Haus verließ.

Sie wissen ja, wie ich das mache. Wimberton. An drei Stellen des Zimmers bringe ich die kleinen Apparate unsichtbar unter und lege die dünnen Schnüre, an denen sich die Auslöser befinden, an verschiedenen Stellen unter dem Teppich nieder. Auf diese Weise gelangte ich unter anderem in den Besitz dieser Fotografie!«

Er zog ein Bild aus der Tasche und reichte es dem Inspektor. Es stellte zwei Männer dar. Der eine lag auf dem Boden, der andere neben ihm, ein Messer in der Hand.

»Sie sehen, der Auslöser unter dem Teppich tat seine Pflicht«, fuhr der Weltdetektiv fort, während auch Toggon erregt nach dem Bild griff. »Die Aufnahme zeigt den Mörder und sein Opfer wenige Sekunden nach der Tat. Beide Gesichter sind deutlich erkennbar. Mit dem Bild ging ich zu Mr. Sune. Er bestätigte mir, dass beide Männer zu den drei gehörten, die ihn um die beiden Ketten und das Geschmeide bestohlen hatten. Ich hatte also den Beweis erbracht, dass ein Komplize den anderen getötet haben muss. Der Grund ist unschwer zu erraten. Wahrscheinlich konnte man sich bei der Teilung der Beute nicht einig werden!«

Sherlock Holmes machte eine kleine Pause und ließ den Blick langsam von einem seiner Zuhörer zum anderen schweifen.

»Ich hatte nun also noch den dritten zu suchen«, fuhr er

fort, »wenn ich das gefährliche Trio zusammenbekommen wollte. Da ich aus Erfahrung weiß, dass Motten so lange ins Licht fliegen, bis sie sich die Flügel verbrennen, beschloss ich, diese Kenntnis praktisch zu verwerten.

Die Nachricht, dass ein alter ausländischer Freund von mir, der Maharadscha von Sudipur, in Paris eingetroffen war und auf seiner Weltreise auch London besuchen wollte, lenkte meine Pläne in ganz bestimmte Bahnen: Ich reiste Sr. Hoheit nach Paris entgegen, weihte ihn in alles ein und erhielt auch bereitwillig seine Erlaubnis, mich ihm, etwas unkenntlich gemacht, als Sekretär anschließen zu dürfen.

Der Maharadscha ist als Nabob bekannt, wie auch die Tatsache, da er stets ungeheure Werte an Schmucksachen mit sich führt, kein Geheimnis ist. Für beutelustige Taschendiebe und Brillantenmarder musste es geradezu Ehrensache sein, alles zu versuchen, wenigstens einige der kostbaren Stücke anlässlich des Londoner Aufenthalts zu stehlen. Und darauf baute ich eben meinen Plan!«

Sherlock Holmes ließ seine Finger knacken, schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: »So hielt ich denn als Sekretär des Maharadschas in London meinen Einzug. Auf meine Veranlassung wurde Mr. Toggon vom Maharadscha als Wächter der Schmucksachen engagiert. So kann es denn, dass man uns bald nur noch zu dritt überall erblickte.

Auf mein Anraten hin besuchten wir nacheinander die größten Juweliergeschäfte und kamen so auch eines Nachmittags zu Benton ...«

»... wo Sie das Diadem mitgehen ließen!«, fuhr Wimberton dazwischen.

»Ja«, stieß Toggon hervor, »und ich muss sagen, dass Ihre Geschicklichkeit erstaunlich ist!«

»O«, wehrte der Weltdetektiv ab, »nicht ich stahl den Schmuck, sondern ... Sie!« Und mit harter Stimme setzte er hinzu: »Wahrhaftig, besäße ich nicht Augen wie ein Luchs, so wäre auch mir die blitzschnelle Bewegung entgangen, mit der Sie das Diadem in der Manteltasche verschwinden ließen!«

Wimberton stieß einen Fluch aus und starrte Toggon entgeistert an.

Dieser fuhr mit einem Wutschrei aus dem Sessel empor.

»Wie?«, brüllte er. »Sie wagen zu behaupten, dass ich es war, der das Diadem bei Benton raubte?«

»Aber, gewiss!«, antwortete Sherlock Holmes mit eisiger Miene. »Ich spreche doch wirklich deutlich genug! Überdies begreife ich es nicht, warum Sie auf einmal so bescheiden sind und Ihre glänzende Begabung für solche Taschenspielertricks verhehlen wollen! Damals, Mr. Toggon«, fuhr er mit Nachdruck fort, »damals, als Sie das Tablett mit den Schmucksachen aus der Vitrine bei Sune & Co. stahlen, waren Sie lange nicht so geschickt, denn ich fand auf der Glasklappe den schönsten Abdruck Ihres geschätztes Daumens, den man sich nur denken kann! Als raffinierter Taschendieb dürften Ihnen Fehler, wie beispielsweise ohne Gummihandschuhe zu arbeiten, überhaupt nicht mehr unterlaufen!«

Hovard Toggons Antlitz war leichenblass geworden.

»Wie?«, schrie Wimberton. »Was?« Ruckartig erhob er sich aus dem Sessel. »Toggon ist der Brillantenmörder?«

»Yes«, sagte Sherlock Holmes, »es ist schon so, wie ich sagte. Inspektor. Ahnen Sie denn noch immer nicht, was los ist? Dann gestatten Sie mir, Ihnen noch einige wenige Erklärungen zu geben.«

Und auf Toggonweisend, sagte er: »Sie sehen hier einen

Mann, der nicht immer den Namen Hovard Toggon führte. Ursprünglich hieß er Giuseppe Terestino und als solcher erblickte er auch vor 36 Jahren als Kind armer, nach England eingewanderter Italiener auf englischem Boden das Licht der Welt. Schon als unreifer Mensch geriet er in die Hände schlechter Gesellschaft. So kam es, dass er schon als Achtzehnjähriger seine erste Gefängnisstrafe wegen Taschendiebereien erhielt.«

Ein wildes Keuchen brach aus Toggons Brust. Er duckte sich, wie sich ein Raubtier zum Sprung duckt.

Aber der Weltdetektiv nahm keine Notiz davon.

»Das alles«, fuhr er fort, »weiß ich aus Akten, die im Übrigen auch Ihnen zugänglich waren, Inspektor. Nun, sei es, wie es auch sei. Eines schönen Tages taucht er, nachdem er über ein Jahrzehnte fern von London gewesen war, wieder hier auf und nannte sich Hovard Toggon.

Dass dieser Mann mit jedem Italiener von damals identisch war, erfuhr ich allerdings auch erst vor wenigen Tagen. Unter dem Namen Toggon warf er sich auf die Kriminalistik und leistete wirklich Vorzügliches. Aber er nutzte seine Intelligenz nicht nach der richtigen Seite hin aus. Er benutzte die Stellung, die er sich dank seines Könnens als Detektiv schaffte, nur dazu aus, einerseits bemittelten Kreisen näher zu treten, andererseits günstige Gelegenheiten für Gaunereien zu erspähen, die er dann gemeinsam mit zwei Kumpanen ausführte. Dass ich ihn nicht schon längst verhaftete, geschah nur, weil mir die letzten, handgreiflichen Beweise fehlten. So engagierte ihn denn der Maharadscha auf meinen Rat hin als Beschützer der Schmucksachen, machte also den Bock zum Gärtner. Und meine Spekulation darf nunmehr auch als restlos gelungen bezeichnet werden ...«

Weiter kam Sherlock Holmes nicht, den Toggon hetzte quer durch das Zimmer zum Fenster.

»Wie töricht Sie sind«, rief ihm der Weltdetektiv nach. »Haben Sie vergessen, dass wir wegen der Schmucksachen absichtlich Räume mit vergitterten Fenstern wählten?«

Mit einem Wutschrei fuhr Toggon herum.

»Gut!«, schrie er. »Sie haben mich überlistet. Aber lebend sollen Sie mich nicht haben! Lebend nicht! Und auch sie werden dieses Zimmer nicht mehr verlassen!«

Seine Stimme überschlug sich, schallte kreischend von den Wänden wieder.

Da blitzte auch schon ein Revolver in seiner Hand.

»Aber Toggon!«, rief Sherlock Holmes. »Halten Sie mich für so töricht, dass ich nicht auch mit diesem Ausgang gerechnet hätte? Ich habe schon längst die scharfen Patronen aus Ihrem Revolver entfernt!«

Mit einem Fluch schleuderte Toggon die Waffe zu Boden. Krachend entlud sie sich, und klirrend barst der Spiegel.

»Hund!«, brüllte Toggon. »Sie ist doch geladen!«

Aber ehe er dazu kam, sich nach der fortgeschleuderten Waffe zu bücken, war Sherlock Holmes schon bei ihm. Ein kurzes Ringen ... eine Faust die zweimal, dreimal niederfuhr ... dann sank Toggon ohnmächtig zusammen.

Inspektor Wimberton sagte lange Zeit gar nichts. Er starrte nur bald auf den Reglosen, bald auf Sherlock Holmes.

Dann seufzte er und meinte: »Jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Sie sind doch ein Teufelskerl!«

»Der Rest ist schnell erzählt«, fuhr der Teufelskerl fort. »Ich folgte Toggon gestern Abend in eine üble Kneipe, wo er mit seinem Komplizen flüsterte und für heute Abend den Diebstahl der Schmucksachen verabredete, die ich in dem Neces-

saire im Schreibtisch aufbewahrte. Es war also eine Kleinigkeit, dem Diebstahl vorzubeugen. Während wir unten im Speisesaal saßen, wurde der Mann hier von Jonny, einem meiner gelegentlichen und vorher genau instruierten Mitarbeiter ertappt und überwältigt. Er befindet sich in einem anderen Raum meines Appartements. So galt es nur noch, Toggon selbst zu überführen ...«

»Was Ihnen auch glänzend gelungen ist«, erwiderte Inspektor Wimberton. Dann brach die Begeisterung in ihm aus, aber Sherlock Holmes entzog sich lachend seinen Ovationen.

Als am nächsten Morgen die Zeitungen die sensationelle Enthüllung brachten, war des berühmten Kriminalisten Name in aller Munde. Der Weltdetektiv aber überwies noch am gleichen Tag den Londoner Waisenhäusern den Betrag von tausend Pfund Sterling – und dies waren zwei Drittel des Honorars, das er von dem beglückten Mr. Benton als Belohnung für das wieder herbeigeschaffte Diadem empfangen hatte.

Ende

